

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar. Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

PIETRO QUARONI

Kultur und Politik

Festvortrag aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens des Deutschen Akademischen Austauschdienstes am 26. November 1960 in Bonn.

Alexander der Große und Attila haben in wenigen Jahren ein enormes Kaiserreich erobert. Keines der beiden Reiche hat jedoch, wenigstens in seiner einheitlichen Form, seine Begründer lange überdauert. Aber neben der makedonischen Phalanx von Alexander dem Großen marschierte die hellenische Kultur. Und es ist diese Kultur, die den Eroberungen Alexanders des Großen einen jahrhundertlangen Bestand gegeben hat. Im 5. Jahrhundert sind die Weißen Hunnen, die Hepthaliten der Byzantiner, durch Zentralasien in das heutige Afghanistan und Nordindien eingedrungen. Ihre Sprache ist nie geschrieben worden. Um sie in die Schrift umzusetzen, haben sie eine korrupte griechische Schrift angenommen, trotz ihrer Verstümmelung aber klar erkennbar. Es war mehr als 400 Jahre her, daß aus Baktrien, dem Afghanistan von heute, der letzte König griechischer Herkunft verschwunden war: die griechische Schrift aber lebte noch weiter.

Attila hat mit seinen Reitern keine Kultur mitgebracht. Sein Kaiserreich ist verschwunden ohne kaum andere Spuren als Zerstörungen zu hinterlassen. So gänzlich verschwunden, daß es noch heutzutage nicht leicht ist, festzustellen, wo die Grenzen, besonders die östlichen Grenzen seines Reiches gewesen sind.

Das bedeutet, daß das Schwert wohl erobern kann, immer und auch sehr viel; aber es ist nur die Kultur, die den Eroberungen des Schwertes einen bleibenden Bestand geben kann.

Das Schwert ist auch Politik; nicht jede Politik aber ist Schwert.

Schon vor tausend Jahren hat man Konfuzius gefragt, was er als erstes tun würde, sollte er Premierminister eines Königreiches werden: „Ordnung unter den Wörtern schaffen“ — war seine Antwort. Ich bin kein Konfuzius, aber ich bin auch der Meinung, daß es doch nötig ist, vorerst wenigstens zu erklären versuchen, was ich meine, wenn ich von Kultur oder Politik spreche. Wir leben in einer Epoche, wo man, wie zur Zeit Konfuzius'; demselben Wort verschiedene, auch gegensätzliche, Deutungen geben kann. Unordnung — würde Konfuzius sagen. Zweifelloser Unordnung, aber diese Unordnung ist da, und sie macht es uns nicht leichter.

Kultur zu definieren ist nicht einfach. Meiner Meinung nach ist Kultur nicht etwas Vereinzelt — ein Bild, eine Dichtung, eine Philosophie allein ist noch keine Kultur: Kultur ist ein Ganzes, das das Leben des einzelnen und das der Gesellschaft umfaßt. Kultur ist so wie eine alles umgebende Atmosphäre, die eine Gesellschaft von oben bis unten erfaßt, die eine geistige, tiefe Einheit gibt und einen gewissen Menschentypus erzeugen kann; einen Typus, den man leicht zu definieren und klar zu erkennen vermag. Wenn mir von jemanden der Renaissance oder des Hellenismus sprechen, so wissen wir, wovon die Rede ist.

Politik ist die Kunst des Regierens. Ich habe absichtlich Kunst gesagt, denn dies ist für uns ein gründlicher Gegensatz zum Kommunismus. Für den Kommunisten ist Politik, auf Grund einer exakten Analyse der Dialektik, keine Kunst sondern Wissenschaft. Wie alle Wissenschaften, so kann man auch Theorien oder Tatsachen bis zu einem gewissen Grad schlecht interpretieren: aber Wissenschaft ist und bleibt es doch. Das ist ein wesentlicher Unterschied; das erklärt die verschiedenartige Einstellung der Kommunisten und Nichtkommunisten der Politik gegenüber.

Politik ist innere Politik und äußere Politik. Innere Politik ist von Kultur nicht zu trennen. Innere Politik heißt, daß die innere Ordnung der Gesellschaft und des Staates den Kulturerfordernissen der Epoche entsprechen muß. Wenn das nicht der Fall ist, sind wir am Rande der Revolution.

Die äußere Politik ist nicht so unbedingt mit der Kultur verbunden. Außenpolitik ist Ausdehnung, Expansion. Eine Außenpolitik kann nur auf kurze Zeit rein defensiv bleiben. Aber diese Expansion kann mit

INHALT DIESER BEILAGE

Pietro Quaroni:
Kultur und Politik

Frank Thiess:
Das Gesicht unseres Jahrhunderts — heute

Julius Döpfner:
Wort aus Berlin

Kultur verbunden sein oder auch nicht. Wohl ist eine Außenpolitik, die nicht von einer Kultur unterstützt ist, denkbar — in der Geschichte ist es schon vorgekommen —, aber noch nie von Dauer gewesen, sie ist trotzdem auch äußere Politik. Eine Kulturexpansion oder Kultureroberung ist aber auch möglich ohne Waffen. Die christliche Religion, die nicht nur eine Religion ist, sondern eine Kultur, hat eine ganze Welt erobert, ohne Waffen, weit über den Limes des Römischen Reiches hinaus. Man könnte auch hinzufügen, daß die dauerhaftesten Eroberungen ohne Waffen gemacht wurden: das Römische Reich — Legion und Kultur — hat vier Jahrhunderte gedauert. Die Eroberungen der christlichen Kultur dauern schon beinahe zwei Jahrtausende.

Ludwig der Vierzehnte hat versucht, Europa unter die französische Herrschaft zu bringen. Es ist ihm nicht gelungen: aber die französische Kultur hat beinahe drei Jahrhunderte lang in Europa dominiert.

Gefahr der Erstarrung

Wie steht es jetzt mit unserer Kultur? Es ist schon bezeichnend, daß man sich eine solche Frage stellen kann. Vor 60 Jahren hätte sich keiner gefragt, wie es mit der westlichen Kultur stehe, weder in der westlichen Welt noch in der übrigen Welt.

Oswald Spengler hat versucht, die Gesetze der inneren Entwicklung eines Kulturzyklus, vom Urvolk durch Kultur zur Zivilisation, festzustellen. Man könnte sagen, daß, nach Spengler, die Kulturperiode dann da ist, wenn die lebenden Kräfte des Urvolkes oder der Urrasse als Bannerträger einer gewissen geschichtlichen Form noch in Schwung und Entwicklung sind. Wenn die schöpferischen Quellen verarmen, und nichts Neues mehr erzeugt wird — nur noch horizontale Ausdehnung und Erstarrung —, dann ist das Zivilisation.

Die Spengler'sche Theorie ist zweifellos brillant, aber nicht ohne gewisse Vorbehalte: die Dinge in der Welt sind nicht so einfach und endgültig. Aber nehmen wir für einen Moment seine Theorie an über den Unterschied zwischen Kultur und Zivilisation. Haben wir noch Kultur oder haben wir schon Zivilisation? Ich glaube, es ist nicht leicht, mit ja oder nein zu antworten. Wir leben inmitten dieser Welt, und vieles können wir nicht sehen: erst die Geschichte wird sagen können, wie und was mit uns war. Etwas kann man, glaube ich, jedoch annehmen: unserer heutigen Kultur oder Kulturentwicklung mangelt es an Gleichgewicht. Vom technischen, wissenschaftlichen Standpunkt gesehen, kann man zweifellos sagen, daß die Entwicklung dieser letzten 50 Jahre die kühnsten Erwartungen weit übertroffen hat. Man braucht nur an die Erschließung einer neuen Welt durch die Atomphysik zu denken.

Kann man dasselbe über Kunst sagen? Ich werde hier nicht die Frage berühren, ob moderne Kunst, alte Kunst, abstrakte Kunst, nicht abstrakte Kunst. Eins möchte ich nur sagen: heutzutage ist die Kunst in allen ihren Erscheinungen — Malerei, Skulptur, Musik, Dichtung — volksfremd: man schafft nur für eine kleine, erlesene Sondergruppe von Eingeweihten. Das ist immer gefährlich. Wenn Giotto malte, waren Genie und Tat in vollem Einklang mit seinem Volk: er fühlte, dachte und reagierte wie seine Zeitgenossen: seine Kunst war ein Ereignis für alle, auch für die einfachsten Leute. Michelangelo war ein einsamer Titan: vom Volk nicht verstanden, vom Volk entfernt; er haßte das Volk; Liebe hat er nicht gefunden; aber das war schon das Ende der großen Kunstepoche Italiens.

Was kann man von unserer Staats- und Gesellschaftsform sagen? Ohne Zweifel kann man eine Gefahr der Erstarrung nicht verneinen; oder, wenn man es milder ausdrücken will, könnte man von einer den Erfordernissen unserer Epoche nicht immer gerecht werdenden Anpassung unserer Staats- und Gesellschaftsform sprechen. Die Technik hat unsere ganze soziale Struktur stark beeinflußt: die Technik hat das, was man die zweite industrielle Revolution nennt, herbeigeführt: die Massenproduktion. Die Massenprodukte haben allmählich das erzeugt, was Galbraight „the affluent society“ nennt; andere nennen es „Konsumentengesellschaft“. Wir vermögen die Tiefe dieser Revolution dort zu schätzen, wo sie sich, wie in Amerika und Deutschland, schon vollzogen hat, und noch mehr in Ländern, wie Frankreich und Italien, die mitten in der Übergangsperiode stecken. Die ökonomische Struktur paßt sich den Erfordernissen der Massenproduktion an: nicht immer ohne Widerstand; aber die Alternative ist doch Anpassung oder Eliminierung; die soziale Struktur kommt nicht überall im gleichen Tempo mit, aber sie folgt doch: wir können schon die Umriss der Konsumenten-Gesellschaft sich abzeichnen sehen. Aber kann man sagen, daß unsere Staatsform, unser Staatsgedanke, sich den Erfordernissen dieser Gesellschaftsform im Werden angepaßt haben? Ich bin nicht sicher, daß man mit ja antworten könnte. Wenn der Schein nicht trügt, so wäre das ein ziemlich gefährlicher Zustand, dann wären wir vor der Gefahr einer Entartung der Essenz der Demokratie.

Demokratie, ihrer griechischen Wurzel nach, heißt regieren durch das Volk. Als solche ist sie sehr alt. Die Formen der Regierung durch das Volk sind mannigfaltig gewesen. Ohne Zustimmung der öffentlichen Meinung kann man nicht lange regieren: nur in Perioden,

wo man von Öffentlichkeit ohne Meinung sprechen kann: aber das ist schon das Ende einer Zivilisation. Neu an unserer modernen Form der Demokratie, die wir wahrscheinlich die liberale, repräsentative Demokratie nennen können, ist, daß sie eine Form der Regierung, eine Form des Staatswesens ins Leben rufen will, die sich leicht und ständig den jeweiligen Umständen anpassen kann. Schumpeter hat gesagt, die Demokratie sei die Einführung des Wettbewerbs im politischen Leben. Jemand anders hat gesagt — und ich muß sagen, das gefällt mir besser — die Demokratie sei nicht ein Mittel, um an die Macht zu kommen, sondern ein Mittel, um leicht aus der Macht zu scheiden, ohne notwendigerweise dabei seinen Kopf zu riskieren.

Die liberale Form der Regierung ist ein Mittel, um zumindest verhältnismäßig leicht die erforderlichen Reformen ohne Revolution durchzusetzen. Reformen sind immer nötig, es gibt keine perfekte Staats- oder Gesellschaftsform. Es ist nur dieses ständige Reformieren, das ständige Anpassen, das einer Staatsform und Gesellschaftsordnung die Möglichkeit gibt, Jahrhunderte zu überleben; und wenn sich die Technik, die Wirtschaft und alles in einem solchen Tempo entwickelt, wie bei uns, so werden die Reformbedürfnisse immer größer. Wäre jemand aus dem 11. Jahrhundert zu Beginn des 18. Jahrhunderts wiedergeboren worden, so hätte er doch noch seine eigene Welt erkennen können. Ich weiß nicht, ob jemand nur aus dem vorigen Jahrhundert noch seine Welt in unserer heutigen Welt wiedererkennen würde.

Wenn aber die liberale Demokratie zu einem Mittel des starren Konservatismus wird, wenn sie nicht die Reformen erleichtert sondern erschwert, dann ist sie eigentlich keine Demokratie mehr. Und diese Erstarrungsgefahr unserer Staatsform ist eine Gefahr, die man nicht übersehen darf. Der moderne demokratische Staat — Parlament, Regierung, Parteien, Presse — ist mehr oder weniger von den Philosophen des 18. Jahrhunderts erdacht worden und besteht heute grundsätzlich noch in der gleichen Form. Ist es noch möglich, im atomaren Zeitalter einen Rock zu tragen, der in der Ära der Dampfmaschine und der Elektrizität zugeschnitten worden ist?

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Demokratie an sich ist, ich wiederhole es, ewig. Das heißt, daß keiner lange Zeit regieren kann, auch nicht mit Gewalt, wenn die öffentliche Meinung dagegen ist. Aber man darf die Demokratie nicht mit den Formen der Äußerung der Demokratie verwechseln. Man kann nicht gegen die Demokratie gehen; das kann einen Politiker, eine Partei, ein Land nur in den Abgrund führen. Aber die Äußerungsformen der Demokratie sind von menschlicher Hand geschaffen worden und können von Menschenhand geändert werden.

Das Mindeste, was man heutzutage über unsere Kultur sagen kann, ist, daß sie einem gewissen Mangel an Gleichgewicht zwischen den einzelnen Kulturzweigen hat, und daß sie in einigen ihrer Erscheinungen einen neuen Schwung zur Erneuerung, zur Anpassung braucht: Wissenschaft und Technik ohne Seele können keine Kultur sein.

Ist dieser Schwung möglich? Ich fürchte nicht, mich als Optimist zu bezeichnen, wenn ich antworte: ja, es ist möglich. Aber es ist nur möglich, wenn wir begreifen, daß es unumgänglich ist, wenn wir es wollen, und wenn wir alles tun, was nötig ist, um dieses Ziel zu erreichen.

Zuerst muß man die geographischen Grundlagen der Kultur erweitern.

In ihrer Blütezeit war unsere westliche christliche Kultur übernational. Es gab eine gemeinsame Sprache, es gab aber keine Schranken und keine Hemmungen in der Kulturwelt, in dem Kulturleben von damals. Der Kleriker des Mittelalters — der Intellektuelle von damals — konnte von Stadt zu Stadt, von Universität zu Universität ziehen, um zu lernen oder zu lehren, und zwar mit seiner lateinischen Sprache. Dasselbe galt für seinen Nachfolger, den Humanisten. Auch der Philosoph des 18. Jahrhunderts konnte überall hingehen mit seiner französischen Sprache. Es gab damals nur eine Kultur, nur eine Kulturwelt. Aus der französischen Revolution wurde der Nationalismus geboren, und dieser Nationalismus hat die jahrhundertelange Einheit der Kulturwelt vernichtet.

Auch das Wort Nationalismus kann verschieden gedeutet werden. Nationalismus als Vaterlandsliebe ist für den Menschen Bestand seiner inneren Natur und für eine Gesellschaft ein konstruktives Element. Wenn aber der Nationalismus die Erhebung des eigenen Vaterlandes über alles andere anstrebt, dann wird er zum Haß allen anderen Ländern gegenüber, zum chauvinistischen Größenwahn, und als solcher ist er zerstörend. Berlin ist heute mit seinen Trümmern und seiner Spaltung wie ein Mikrokosmos Europas und zeigt uns, wohin diese Entartung der Vaterlandsliebe geführt hat.

Kampf gegen Entartung der Vaterlandsliebe

Arbeitet man wirklich heute für die Verallgemeinerung der Kulturwelt? Sicher, aber es geht nur sehr langsam voran. Wahrscheinlich brauchte man dazu eine gemeinsame Sprache. Wenn ich von einer gemeinsamen Sprache spreche, meine ich nicht Esperanto. Ich glaube nicht an die Möglichkeit, eine künstliche Sprache so aus dem Nichts herauszuheben; man sollte eher eine lebende Sprache zur Universalsprache unserer Kulturwelt erheben. Welche? Das hängt von den Umständen ab; das kann nur von selbst kommen. Im 17. Jahrhundert war die französische Sprache zur Kultursprache des damaligen Europas geworden, weil sie sich am geeignetsten erwiesen hatte; niemand hatte von heute auf morgen beschlossen, nur französisch zu sprechen.

Man spricht viel von Europa, aber wenn man in eine europäische Versammlung kommt, scheint es für jeden eine Frage des nationalen Prestiges zu sein, seine eigene Sprache zu sprechen: man kommt mit einem Heer von Dolmetschern und besteht stolz auf seiner Sprache. Das ist ein Widerspruch an sich: manchmal läßt das an eine Sitzung der antialkoholischen Liga in einer Weinstube denken. Aber in der Erwartung, daß sich das von selbst ändert, muß man wenigstens auch die Sprache der anderen lernen. Ein jeder von uns sollte neben der eigenen Sprache, wenigstens eine oder zwei Fremdsprachen völlig frei beherrschen. Sprachen lernt man leichter, wenn man jung ist. Darum wäre ein wachsender Studentenaustausch zwischen den westlichen Universitäten sehr zu begrüßen. Die Studenten von heute sind diejenigen, die morgen die Fackel der Kultur aus unseren Händen übernehmen werden.

Aber auch eine gemeinsame Sprache ist nicht genug: eine Universalisierung der Geschichte ist auch nötig, jener Geschichte, die man seit mehr als 100 Jahren an den Schulen lehrt, um zu zeigen, wie brav und gut wir gewesen sind und wie schlecht die anderen. Der Chauvinismus hat seine Wurzeln in dieser Verzerrung des Geschichtsbildes. Man muß die Geschichte von den schädlichen Mythen befreien; der Einfluß der Geschichte auf die Politik und das Leben ist an sich der Einfluß des Mythos. Vor vielen Jahren hat man mir in den Archiven der Stadt Paris ein interessantes Dokument gezeigt: ein Vertrag, durch welchen die Gemeinde von Paris einem Unternehmer gegen gutes Geld das Recht verkaufte, die Bastille zu zerstören und das Material aus der Zerstörung der Bastille für andere Bauten zu verwenden. Das ist die Wirklichkeit; der Mythos des 14. Juli hat aber die ganze Welt in Bewegung gesetzt.

Wenn es heute möglich ist, sich die Frage zu stellen, wie es mit unserer Kultur steht, so muß man zugeben, daß die Krise der westlichen Kultur durch diese nationalistische Absonderung der verschiedenen Kulturkreise entstanden ist. Wir müssen die alte Universalität der christlichen westlichen Kultur wieder herstellen. Es ist die Pflicht aller, an diesem Werk mitzuarbeiten, aber vor allem ist es die Pflicht der Intellektuellen, der Akademiker. Der Chauvinismus ist zuerst in den Büchern entstanden: die Kulturwelt des vorigen Jahrhunderts trägt eine große Verantwortung für diese Entartung der Vaterlandsliebe.

Die heute noch nationale Basis der westlichen Kultur erweitern, heißt mit anderen Worten: es ist unsere Pflicht, die Einigkeit der westlichen Kulturwelt wieder herzustellen, die durch den Chauvinismus zerstört wurde, demselben Chauvinismus, der nicht nur unsere Machtstellung, sondern auch unsere Zivilisation gestürzt hat. Charakteristisch für die westliche Kultur ist die Mannigfaltigkeit in ihrer Einheit: sie muß noch mannigfaltig bleiben; aber sie muß auch einig werden.

Ich habe mit Absicht viel von Nationalismus und Chauvinismus gesprochen. Es gibt überall in der Welt, in unseren Ländern viele Menschen, die seit Jahren ehrlich gegen diese Entartung der Vaterlandsliebe kämpfen, und offenbar mit Erfolg. Aber Vorsicht: der Drache des Chauvinismus ist noch nicht gestorben; er schlummert nur. Wir haben so lange in dieser Atmosphäre gelebt, daß sie bis zu einem gewissen Grad ein Teil unseres Daseins geworden ist. Es scheint ebenso schwierig, sich von diesem Nationalismus zu befreien, wie einem Kettenraucher das Rauchen abzugewöhnen. Und er lauert immer, er flammt hier und da auf, er scheint nicht genug zu haben von den schon angerichteten Zerstörungen.

Aber das Problem der Anpassung, der inneren Ausdehnung unseres Wesens, ist nur eines der vielen Probleme, vor denen wir stehen. Das Problem der Ausdehnung unserer Kultur über das traditionelle Gebiet unserer westlichen christlichen Zivilisation hinaus, ist nicht weniger wichtig. Wir nennen es den Kampf um die Entwicklungsländer: ein Kampf, der für uns eine Frage über Leben und Tod sein kann; ein Wettbewerb vielleicht, aber einem Kampf sehr ähnlich.

In diesem Wettbewerb betonen wir, fürchte ich, zu sehr das materielle Element; das Materielle ist auch wichtig, aber vergessen wir nicht, daß es ein Wettbewerb der Kultur ist, nicht nur der Produktion.

Auf allen europäischen Universitäten — vor allem in Deutschland — gibt es tausende von Studenten der farbigen Welt — oder der Entwicklungsländer. Aber was studieren sie? Fast alle belegen technische Fakultäten: das heißt, sie anerkennen unsere technische Überlegenheit, aber sie wollen unsere Gesellschafts- und Staatsform nicht mehr widerspruchslos annehmen. Wenn diese Welt nur unsere Maschinen kauft und unsere Institutionen ablehnt, kann das für uns sehr gefährlich sein.

Der inneren Struktur unserer Gesellschaft die Dynamik erhalten

Was ist dieser friedliche Wettbewerb oder friedliche Koexistenz, von der so viel gesprochen wird? Es ist der Kampf zweier Weltanschauungen, zweier Kulturen, ein Kampf unserer westlichen christlichen Gesellschaftsform gegen die kommunistische materialistische Gesellschaftsform. Ich sage Gesellschaftsform, denn ich weiß noch nicht, ob man wirklich schon von einer kommunistischen Kultur sprechen kann. Es ist ein Wettbewerb, bei welchem es jetzt vor allem darum geht, die Entwicklungsländer, die nicht engagierten Länder zu gewinnen. Und beide Weltanschauungen nehmen an, daß, wenn es gelingt, diese Welt in die eigene Kultur- oder Einfluß-Sphäre zu ziehen, man dann den friedlichen Wettbewerb gewonnen hat. Man kann es auch kalten Krieg nennen, es ist immer ein Kampf. Jemand hat seinerzeit gesagt, die Revolution

ist eine Idee, die Bajonette gefunden hat. Für lange Zeit war die liberale demokratische Weltanschauung eine revolutionäre Idee, die gesiegt hat, als sie Bajonette fand. Dann aber ist eine andere Idee gekommen, hier im Rheinland, zwischen Trier und Köln gezeugt, die dann in Rußland ihre Bajonette gefunden hat; und gegen diese Idee, die aus unserem Gedankenkreis stammt, müssen wir kämpfen. Es ist ein schwieriger Kampf auf Leben und Tod. Haben wir Ideen? Haben wir Bajonette? Bajonette ohne Ideen sind keine Revolution: und eine Revolution kann nur von einer anderen und besserer Revolution gewonnen werden.

Ich habe vor einiger Zeit einen Artikel von einem französischen General gelesen, in welchem er schreibt, daß wir nicht völlig verstanden haben, daß im Atomzeitalter die Waffen nicht mehr dazu

dienen, um Krieg zu führen, sondern um den Krieg nicht mehr führen zu können. Es ist nicht das alte lateinische Sprichwort *si vis pacem para bellum*; es ist nur die Feststellung, daß die Zerstörungsmöglichkeit der nuklearen Waffen heute so absolut ist, daß es sich nicht lohnt, einen Krieg zu gewinnen, weil es nach einem solchen Krieg nicht nur moralisch und materiell keine Sieger und keine Besiegte mehr geben wird. Das ist eine Idee, die meiner Meinung nach richtig ist. Aber wir haben sie alle nicht ganz verstanden, und vor allem haben wir nicht die nötigen Lehren daraus gezogen. Aber wenn diese Idee richtig ist, — und davon bin ich überzeugt — dann wird dieser friedliche Wettbewerb vor allem auf der Kulturebene ausgetragen werden. Chruschtschow hat seinerzeit die friedliche Koexistenz folgendermaßen definiert: ein Kampf zwischen zwei gegensätzlichen Weltanschauungen, der mit ökonomischen, politischen und sozialen Mitteln, nur nicht mit militärischen Mitteln geführt wird. Diese Definition ist ganz klar und ganz ehrlich. Ich möchte sie nur meinerseits etwas ändern. Anstatt soziale und politische Mittel sagen wir Kultur-Mittel: Ich wiederhole, Kultur, als Begriff einer Epoche, die alle Erscheinungen des Lebens umfaßt und die dem Menschentypus ihre bestimmte Prägung gibt. Diesen Kulturkrieg wird derjenige gewinnen, der mehr Dynamik hat, dessen Kulturform und -erscheinungen sich besser den Umständen und Erfordernissen der sich entwickelnden Welt anpassen. Wie stehen wir in diesem Krieg da? Meiner Meinung nach nicht besonders gut. Wir haben die sonderbare Natur dieses Krieges noch nicht vollkommen verstanden: unser Gedankengang bewegt sich noch zu viel in dem herkömmlichen Rahmen. Wir sind in der Defensive. Bei rein militärisch-strategischen Gründen kann man die Defensive rechtfertigen, obwohl die großen Strategen immer sagen, daß man aus der Defensive heraus keinen Krieg gewinnen kann. Aber im Kulturkrieg ist eine Kultur, die in der Defensive steht, im Sinne Spenglers schon Zivilisation, und nichts anderes; Erstarrung und das Ende muß die Folge sein. Deshalb müssen wir unserer Kultur neues Leben und das erforderliche neue Gleichgewicht geben, um der inneren Struktur unserer Gesellschaft die Dynamik zu erhalten! Das

ist erforderlich, um den Wettbewerb um die Entwicklungsländer zu gewinnen. Und wenn wir das verstanden haben, sind wir dann bereit, alle nötigen persönlichen und kollektiven Anstrengungen für die Erreichung dieser Anpassung anzunehmen? Toynbee sagt in seiner Geschichte der Zivilisation, die mir eigentlich besser gefällt als die von Spengler, daß eine Kultur oder Zivilisation, um sich entwickeln zu können, eine Herausforderung braucht: nur unter dem Druck der Schwierigkeiten zeigt sich die Lebensfähigkeit einer Kultur. Wenn es so ist und wenn wir und unsere Kultur noch lebendig sind — und ich bin überzeugt, daß es so ist —, dann könnte wahrscheinlich die Herausforderung des Kommunismus unsere Rettung bedeuten. Der Wettbewerb mit dem Kommunismus zwingt uns, die Werte und die Äußerungen unserer Kultur nochmals zu prüfen und den sich stets ändernden Umständen anzupassen. Die Geschichte hat in ihrem vieltausendjährigen Bestehen eine Menge amüsanter Paradoxe geschaffen. Der Kommunismus ist entstanden, um das Ende unserer Zivilisation zu beschleunigen: es kann sein, daß es im Gegenteil der Kommunismus ist, der unserer Kultur neues Leben geben wird.

In diesem Sinn ist Kultur Politik: aber man kann noch weitergehen und sagen: ohne Kultur gibt es keine Politik.

Anmerkung:

Pietro Quaroni, geboren in Rom am 3. Oktober 1898. Nach dem Studium der Rechtswissenschaften und Promovierung zum Dr. jur. Eintritt in den diplomatischen Dienst. Am 6. Juli 1920 als Legations-Attaché nach Konstantinopel. Anschließend Dienst in Buenos Aires (1923), Moskau (1925), Tirana (1928), im Außenministerium in Rom (1931). 1932 zum Legationsrat ernannt. Mitglied zahlreicher Delegationen bei internationalen Konferenzen, u. a.: italienisch-französische Konferenz von 1932; Internationale Konferenz über Luftfahrt-Privatrecht von 1933; Konferenz von Rom über die Revision der Berner Transport-Konventionen. April 1935 Sachverständiger bei der Konferenz von Stresa. Im September des gleichen Jahres zum Generalkonsul in Saloniki ernannt. 1936 mit dem Titel eines Bevollmächtigten Ministers nach Kabul versetzt. 1943 zum Botschafter in Moskau ernannt. Mitglied der italienischen Delegation der Friedenskonferenz in Paris und New York. 1947 bis März 1958 Botschafter in Paris. Seit 1. April 1958 Botschafter in Bonn.

FRANK THIESS

Das Gesicht unseres Jahrhunderts - heute

Als Vortrag gehalten anlässlich des Festaktes der VII. Ostdeutschen Kulturtag am 20. November 1960 (Totensonntag) in Mainz.

Die plakathafte Überschrift stünde einem Festvortrag schlecht an, wäre sie nicht literaturgeschichtlich zu rechtfertigen. Vor 39 Jahren hatte ich nämlich unter diesem Titel ein Buch veröffentlicht, an das sich der Ostdeutsche Kulturrat zu meinem Schrecken noch erinnerte und dessentwegen er mir die Anregung gab, das Thema wieder aufzugreifen. Zu meinem Schrecken, sagte ich, denn der junge Schriftsteller hatte es einst mit mehr Leidenschaft als Sachkenntnis behandelt und die holde Torheit des Nichtwissens in den Panzer der Kühnheit gekleidet. Diese nur der Jugend erlaubte Verbindung würde dem Buch ein frühes Grab bereitet haben, wären nicht Instinkte am Werk gewesen, die das Auge des Verfassers in eine Richtung lenkten, die nach dem Ersten Weltkrieg kaum Beachtung fand. War man doch überzeugt, mit der eben geborenen republikanischen Demokratie werde ein Zeitalter anbrechen, in dem die von den Fesseln der Monarchie befreite Intelligenz zusammen mit revolutionärem Elan und der Energie des Unternehmertums alle Voraussetzungen für ein Leben in Freiheit schufen. So konnte man es in den Zeitungen lesen. Aber die idealistischen Utopien vernebelten den Materialismus der sozialen Ideen, die sich vorzugsweise an die Masse richteten, eine Masse, hinter der sich schon der von Moskau gelenkte Kommunismus auf die Eroberung des geschlagenen Reichs vorbereitete.

Daß es bei jeder Neuordnung des staatlichen, auch des geistigen Lebens, in erster Linie auf den Menschen ankommt, auf den Menschen als moralisches Wesen, und erst in zweiter Linie auf seine Freiheit, wurde übersehen, obwohl sich bereits mit dem Beginn der Inflation ein bestürzender Niedergang des Wertbewußtseins ankündigte.

Im Roman „Der Leibhaftige“, der dem „Gesicht des Jahrhunderts“ folgte, versuchte ich auf dem Hintergrund einer entgotteten Welt darzustellen, daß ein materieller Aufstieg ohne die Regulative des Wissens und ohne den Glauben an unerschütterliche Grundwerte unaufhaltsam zum moralischen Vorfalle führen müsse. Aber der Begriff „Fortschritt“, damals in aller Munde, beherrschte das Denken. Die Überzeugung, der Triumph technischer Erfindungen und der Aufmarsch der Arbeiterbataillone werde ein Zeitalter wirtschaftlicher Gesundheit und sozialer Vernunft heraufführen, erwies sich als Irrtum. Das Gesicht des Jahrhunderts verzerrte sich langsam zu einer Fratze, deren Physiognomie dreizehn Jahre später nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa, ja die Welt in Schrecken setzte. Diese Fratze glich der Totem-Figur eines mörderischen Priestertums, das die alten Folterkammern der Geschichte mit Strömen von Blut tränkte. Der einzelne Mensch, der innerlich Freie, wurde zuerst verspottet und am Ende verfolgt. Ein automatisierter Typ beherrschte durch Organisationstechnik, Spionage, Propaganda, Lüge und Folter, einen Teil der Welt. Deutschland erlitt seine größte Niederlage. Aber nicht Deutschland allein. Haß und Wut der Vergeltung griffen wie eine Pest auch auf andere Völker über. Millionen wurden unter furchtbaren Umständen vertrieben. Das Abendland war eine Stätte des Grauens, und als die Waffen schwiegen, eine Hölle un-

gesühnter Verbrechen, sinnloser Torheiten und jagender Angst geworden.

Wollen wir unser Jahrhundert nicht nach dem Kalender, sondern epochal gliedern, dann beginnt es im Jahre 1914. Mit dem Ersten Weltkrieg setzte nicht nur die schicksalbelastete Verschlingung der europäischen Staaten ein, sondern es bemächtigten sich des europäischen Menschen auch neue Betrachtungsweisen, neue Ideen und Glaubensformen. Neben der politischen Verfehlung der im Kriege geschlagenen Mächte steht die merkwürdige Erscheinung, daß die Gegner sich einander mehr und mehr angingen. Vorgänge dieser Art lassen sich in der ganzen Weltgeschichte beobachten. Kriege trennen politisch, aber verbinden geistig. Zunächst freilich in der Form einer sich dem Gegner anpassenden Methodik der Menschenverachtung. Doch darunter und dahinter vollziehen sich Erfahrungen, Überlegungen, Überprüfungen alter Ansichten. Jedenfalls kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Zweite Weltkrieg die europäischen Völker auf der Ebene ihrer gemeinsamen Geschichte zusammenführte.

Ein Deutscher, der heute nach Österreich, Frankreich oder Italien fährt, bemerkt zunächst das Fremdartige. Wollte er sich aber der Mühe unterziehen, die Normen des geistigen Lebens der verschiedenen Staaten, ihre gesellschaftliche Struktur, ihre religiösen Anschauungen, ihre Kunst und Philosophie herauszuschälen, würde er auf gleiche Verhaltensweisen und auf gleiche Prinzipien des Denkens stoßen. Insofern bildet Europa, unabhängig von seinen politischen Gliederungen, eine geistige Einheit. So ist auch das deutsche Problem ein europäisches schlechthin, womit ich nicht die politische Abhängigkeit der Bundesrepublik vom Westen meine, sondern eine innerorganische Gesetzmäßigkeit, nach der sich in Deutschland während eines halben Jahrhunderts Wandlungen vollzogen, denen wir überall in Europa begegnen.

Fragen wir zunächst, was eigentlich seit dem Ersten Weltkrieg vor sich gegangen ist, was sich verändert, was sich entwickelt hat, also nach dem, was sich klinisch als Symptom bezeichnen ließe, dann stellt sich folgendes in unser Blickfeld: Das geistige Bild des Abendlandes verschob sich in eine Richtung, die der Idealismus des Fortschrittsglaubens vermauert hatte, weil er von der Überzeugung ausging, daß der Mensch im Grunde gut sei und nur durch die Unfreiheit falscher politischer Systeme verhindert worden ist, sich vernünftig zu betragen. Manche sagten: verhindert wurde, sich auszuleben. Doch während man ihn mit den technischen Errungenschaften der Zivilisation überschüttete, fiel er hinter der glänzenden Fassade in die Barbarei zurück. Millionen wählten nicht die Freiheit, sondern die Unfreiheit. Sie richteten sich nicht nach den Vorschriften der Vernunft, sondern nach denen des Wahns. Sie lebten sich aus, aber nicht im Sinne einer Entfaltung des „Menschlichen“, wie man dieses Wort seit Jahrhunderten verstand, sondern auf der niedersten Ebene der Rohheit.

Die Folgen dieser Vorgänge möchte ich am deutschen Beispiel untersuchen, um Klarheit über den Ernst unserer inneren Bedrohung zu erhalten. Die äußere kennen wir. Über sie gibt es keine Unklarheit mehr. Politische Fragen werde ich umgehen, obwohl alles, was geschah, seine Impulse aus politischen Aktionen empfing.

Beschränken wir uns auf Ereignisse, die das geistige Bild unserer Welt betreffen, dann wäre das erste Ereignis von unübersehbarer Bedeutung die materielle Hilfe der Vereinigten Staaten und einiger materieller Länder an die Völker, welche unter dem Krieg besonders gelitten hatten. Wir sollten diese Hilfe nicht vom Standpunkt berechnenden Kalküls aus bewerten, wie das gern geschieht, weil der Mensch sich geniert, dankbar zu sein. Jedenfalls fühle ich mich außerstande, in dieser gigantischen Rettungsaktion den Geist echter christlicher Barmherzigkeit zu übersehen. Daß eine solche Hilfe möglich war, und zwar gleich nach einem der entsetzlichen Kriege, der je unsere blutgetränkte Erde zerwühlt hatte, erscheint mir als ein wahrer Lichteinbruch in die Finsternis des Jahrhunderts. Millionen Pakete, die nach Deutschland geschickt wurden, waren private Gaben von unbekanntem Spendern an unbekanntem Adressaten. Und sie kamen sogar aus den Niederlanden, aus England, aus Belgien, also aus Ländern, die selber schwer unter dem Kriege gelitten hatten.

Ein anderes Ereignis stand mit der Marshall-Hilfe in Zusammenhang. Es ist der rapide Aufbau unserer Wirtschaft. Er rief in der ganzen Welt ein beinahe entsetztes Staunen hervor, obwohl er sich leicht erklären läßt. Nur auf der Basis totaler Zerstörung konnte das große Wirtschaftsexperiment gewagt werden und — wie man in demselben Atemzug hinzufügen muß — nur unter der Voraussetzung der vitalen Arbeitslust des deutschen Menschen. Daß Professor Erhard diese Energie, diesen rastlosen Erfindungs- und Organisationsgeist und diesen nirgendwo in der Welt in gleicher Dauerhaftigkeit ablaufenden Ameisenfleiß in sein Aufbauwerk einkalkulierte, bewies jene schöpferische Phantasie, an der es auch dem Staatsmann nicht fehlen darf. Aber die ungewöhnliche Geschwindigkeit des deutschen Aufstiegs begleiteten Erscheinungen, die niemand vorausgesehen hatte. Davon später.

Eng verbunden mit dem Aufschließen der deutschen Wirtschaft ist ein drittes Ereignis: Zwölf Millionen deutscher Ostvertriebener, zu denen im Laufe von 15 Jahren noch weitere Millionen Flüchtlinge aus der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands und entlassene Kriegsgefangene kamen. Diese Flut meist hochintelligenter Menschen, deren ganzer Besitz aus ihrem Verstande und ihrem Arbeitswillen bestand, führte zu keiner Hungerkatastrophe, was kluge Pessimisten in den 40er Jahren für ausgemacht hielten, sondern zum größten Energieaufwand der europäischen Geschichte seit 1400 Jahren. Die gewaltsame Ausweitung des Sozialprodukts und die höchstmögliche Industrialisierung war die Folge. Der private Verbrauch stieg zwischen 1950 und 1959 von 62,5 Mrd. DM auf 142,9 Mrd. DM an. (Sie bemerken, ich bin doch in der Politik ausgeglitten, aber ich ziehe den Fuß gleich wieder zurück.) „Export“ wurde zum Lösungswort eines sich unterhalb scheinbaren Wohllebens vollziehenden schweren und schwersten Existenzkampfes.

Dieses weltgeschichtliche Ereignis der Einschleusung von mehr als 12 Millionen Vertriebenen und Flüchtlingen in ein noch vor wenigen Jahren total zerstörtes Land hatte noch eine andere Folge: der Einstrom der Ostdeutschen in die entlegensten Räume des westdeutschen Landes ergab Umschichtung der stammbiologischen Substanz. Die Hessen waren jetzt nicht mehr Hessen allein, die Bayern nicht nur Bayern, die Friesen nicht nur Friesen. Zunächst zeigte sich die Umschichtung in Formen des Zusammenpralls und der Abwehr, allmählich in denen der Einschmelzung und des Angleichs verschiedener Lebensweisen. Die teilweise provinziell verhärtete Eigenart des deutschen Stammesbewußtseins konnte sich der beunruhigenden, aber auch belebenden und erneuernden Wirkung dieser innerdeutschen Völkerwanderung nicht mehr entziehen. Die föderative Gliederung der Bundesrepublik verlor damit einen Teil ihres Sinns. Einen Sinn hat sie eigentlich nur unter Voraussetzung strenger Bewahrung der stammlichen Eigenwelt, also eines geschichtlich bedingten traditionsbewußten Denkens. Aber lassen wir diese Frage beiseite und halten wir daran fest: Der Millionen-Zustrom von Vertriebenen hat, ohne daß dergleichen auch nur im Entferntesten be-

absichtigt gewesen wäre, die biologische Struktur der westdeutschen Bevölkerung verändert. Fast ein Drittel unserer Volkszahl stammt aus Ost- und Westpreußen, aus Pommern, Schlesien und den Grenzgebieten der Mark. Das konnte nicht ohne tiefe Wirkung bleiben, und wahrscheinlich hat die sich daraus ergebende Kumulation von Energien es überhaupt möglich gemacht, daß dieses kleine Land im Laufe weniger Jahre eine so eminente Kraftleistung vollbringen konnte.

Deutschland hat durch den Verlust alter Stammesgebiete und durch die innerdeutsche Völkerwanderung ein neues Gesicht erhalten. Was uns an ihm gefällt, habe ich erwähnt. Aber es ist mit einem wahrhaft grauenvollen Verlust erkauft. Ich meine nicht nur den Verlust deutschen Landes, sondern das Ausbluten des sowjetisch besetzten Teils. Aus ihm betrug im Oktober die Flüchtlingszahl über 15 000 Menschen. Und sie sinkt nicht ab, sondern steigt an. 3553 Zonenflüchtlinge haben zwischen dem 5. und 11. November in West-Berlin um Asyl gebeten. In 2 Jahren 2054 Ärzte, 6581 Lehrer und 6131 Ingenieure.

Wohin dieser Blutverlust Mitteldeutschlands führen wird, ist eine Frage, die noch niemand zu beantworten wagt. Wohin er führen kann, darüber hat wohl jeder schon mit Schaudern nachgedacht.

Endlich ist der soziale Aufbau zu nennen, ohne den das Bild nicht vollständig wäre. Die Bundesrepublik ist, wie alle Welt weiß, ein Wohlfahrtsstaat. Seine beklemmenden Gefahren will ich jetzt nicht berühren, wir kennen sie alle, auch die, welche sie leugnen. Gleichwohl: die Tatsache, daß die kapitalistische Wirtschaftsform sich auch im sozialen Bereich bewähren und der überwältigenden Mehrheit des Volkes einen relativ hohen Lebensstandard zu garantieren vermochte, bleibt vielleicht die interessanteste sozialpolitische Erfahrung des letzten Jahrzehnts. Sie gewinnt für die noch unentwickelten Länder beispielhafte Bedeutung. Doch das alles gilt nicht allein für die Bundesrepublik — hier findet es nur seine extreme Ausprägung —, auch in anderen westlichen Ländern haben sich unter ähnlichen Voraussetzungen gleiche oder vergleichbare Entwicklungen abgezeichnet. Auf eine simple Formel gebracht ist es wachsender Wohlstand unter der Kuppel blinden Vertrauens in Erfindungen, Technik und Organisation.

Menschen, denen es gut geht, sollten sich vor anderen, die am Hungertuche nagen, eigentlich dadurch auszeichnen, daß sie fröhlich sind, optimistisch. Warum begegnen wir so wenig Fröhlichkeit? Wo ist der Optimismus? Zu Anfang der fünfziger Jahre war die Angstpsychose eine Modekrankheit, die eine Literatur des babylonischen Menetekels ausfielerte. Damals ging der panische Schrecken vor dem Atomgespenst um. Heute dagegen ist es eher ein lähmender Pessimismus, der sich in einer Unrast verbirgt, die zur Flucht in freiwillige Überlastung mit Arbeit führt und vornehmlich in der Jugend die Symptome abschätzigen Widerstands gegen die politische Führung zeigt.

Nun ist ein uraltes Kennzeichen der Demokratie das Schelten auf die Regierung. Wer keine Verantwortung hat, ersetzt sie durch Besserwissen. „Freiheit“ — das ist für viele das Recht, ungestraft poltern zu können. Perikles ist bis zu seinem Tode zwar bewundert und verehrt, aber ebenso gescholten, ja beschimpft worden. Je mehr eine Regierung tut, um so mehr verlangt man von ihr. Nun aber kann sie — im Bilde gesprochen — immer nur das Bett bereiten. Wie man in ihm schläft und ob man in ihm schläft, das ist nicht ihre Sache. Warum schläft man in Deutschland so schlecht in einem guten Bett?

Wachsender Wohlstand unter der Kuppel blinden Vertrauens in Erfindungen, Technik, Organisation! Da fehlt doch etwas. Was könnte es sein? Es ist der Verzicht auf transpersonale Ideen. Über Jahrhunderte hin haben Ideen, die aus prärationalen Schichten stammen und vom Unbewußten her das Verhalten des einzelnen durch Überzeugungen religiöser Art festigen, ein Erfahrungsgut vermittelt, das anscheinend verbraucht ist. Natürlich ist es nicht erst jetzt verbraucht worden, sondern der schon erwähnte Rückfall in die Barbarei vollzog sich nach dem Ersten Weltkrieg mit dem sukzessiven Abbau der Werte. Hermann Broch hatte um dieselbe Zeit dem Problem der Wertzersplitterung seine Schlafwandlertrilogie gewidmet und die Medusenfratze der Lüge, der Entsittlichung, der Brutalität im Feuerofen des ausbrennenden Krieges dem Leser vorgehalten. Doch wann hätten Dichter geschichtliche Kata-

strophien verhindern können! Ortega y Gasset, Bernanos, Kafka — sie änderten nichts an der unaufhaltsamen Zerbröckelung der Gesellschaft, die einst Wohlstand und Bildung zueinander in wechselseitige Beziehung gesetzt und im Glauben an suprarationale Werte eine Art von Kontrollfunktion ausgeübt hatte. Mit dem Zerfall der Gesellschaft vollzog sich ein Abbau der individuellen Daseinsreserven, während gleichzeitig ein vom Massendenken geprägter Typ die leer gewordenen Felder besetzte. Das Massendenken besteht, so möchte ich es definieren, aus der ungeprüften Übernahme leicht faßbarer Anschauungen, die sich praktisch bewährt haben. Positiv ist es also auf erkennbare Zwecke und effektiven Nutzen gerichtet. Seine negative Seite ist die Entwertung des Persönlichen, des Intimen, des Abseitigen, kurz alles dessen, was man als unnützlich bezeichnen könnte. Rücksichtnahme, Takt, Höflichkeit, Dankbarkeit ist eigentlich unnützlich. Ehrfurcht vor dem Alter beispielsweise hatte vom Massendenken her keinen praktischen Nutzen. Das alles wird gern für Ballast, Schnörkel, gipserne Verzierung und überflüssiges Zeug gehalten. Und weil die Jugend durchschnittlich mehr durch Film, Fernsehen und Teenagerzeitschriften als durch den Geist der Familie beeinflusst wird, vermag die Familie den Geist einer Tradition nur mit Mühe oder gar nicht gegen die Einflüsse der öffentlichen Meinungsfabriken durchzusetzen. „Die Jugend“, das ist ein Begriff, mit dem ich sonst ungern operiere, nur in diesem Zusammenhange, wo es sich um die Macht der öffentlichen Meinung handelt, scheint es mir erlaubt.

Diese öffentliche Meinung — was ist das? Wir alle wissen, daß sie nur insofern existiert, als sie gemacht wird. Nach dem Ersten Weltkrieg war es die Presse allein, die sie machte, aber die Geschichte der Presse seit 1914 ist eigentlich eine Geschichte ihrer Abhängigkeiten. Sie befand sich bald in den Schlingen von Interessenverbänden, Industrie-Gruppen, Parteien, sah sich im Kampfe mit aufstrebenden radikal-politischen Organisationen und verlor ihre Freiheit endgültig an Hitler.

Die öffentliche Meinung, welche von der gleichgeschalteten Presse gemacht werden sollte, war ein Phantom, das nur Abergläubische für existenz hielten. Leider hat sich die Presse auch nach 1945 in keiner freien Lage befunden, da das Lizenzierungssystem der Besatzungsmächte sie politischen Vorschriften unterwarf. Ich habe das selbst zu spüren bekommen, als es mir in den Jahren nach der Kapitulation nicht glückte, einen Aufsatz über den Aufstand vom 20. Juli unterzubringen.

Wenn heute von der Macht der Presse oder gar vom Mißbrauch ihrer Macht gesprochen wird, übersieht man etwas Wesentliches: die Tagespresse allein stellt nur einen Bruchteil der öffentlichen Meinungsbildung dar. Daneben sind die illustrierten Zeitschriften mit ihren Millionenauflagen, daneben haben Radio und Fernsehen sich des Lesers, Hörers und Zuschauers bemächtigt, und daneben steht die Großmacht des Films, dessen Wirkung auf den Zeitgenossen durch seine optische Faszination um so größer ist, als sie sich des indirekten Mittels der story bedient. Ich brauche nur Filme wie „Rififi“ oder „La dolce vita“ zu erwähnen, um klarzustellen, welche Möglichkeiten der Beeinflussung, oft ohne die Absicht beeinflussen zu wollen, sich hier ergeben.

Gegen die Macht der meinungsbildenden Instinkte, gegen den Andrang von Bild und Wort, gegen diese Wolkenbrüche von Reportage, Propaganda, Sensationsberichte und halbliterarischen Klatsch, gegen die massenpsychologischen Großangriffe, denen jeder, falls er nicht im Urwald oder in Grönland lebt, ausgesetzt ist, gibt es keine sichere Abwehr. Wer nicht über eine seltene Urteilsfähigkeit und einen zähen Willen zur Wahrheitsfindung verfügt, wozu es den meisten schon an Zeit gebricht, ist diesem Sog ausgeliefert. Dazu kommt die Bequemlichkeit, mit der sich das alles anbietet. Es bedarf keiner Bemühung mehr, etwa auf Reisen oder durch Lektüre, um sich eine persönliche Erfahrung anzueignen. Das Erlebnis wird ins Haus geliefert. Aber dieses Erlebnis ist geistige Nahrung aus der Konserve, sterilisiert und durch synthetische Zusätze entwertet. Erfahrungen, welche gebrauchsfertig

geliefert werden, sind keine, sondern Reizmittel, und tatsächlich hat sich der größte Teil der meinungsbildenden Institute, genau wie die Werbung in der Industrie, auf die Erzeugung von Reizen eingestellt.

Indessen erscheint mir etwas anderes noch gefährlicher: ich meine die Tendenz, den Konsumenten durch gesteigerte Bequemlichkeit in Abhängigkeit zu bringen. Wer sich an Klima-Anlagen gewöhnt hat, mag keinen Ofen mehr sehen. Die Unbequemlichkeit einer privaten Auslandsreise haben die Reisegesellschaften beseitigt; sie setzen den Gast vor der Akropolis ab oder fliegen ihn zu den Pyramiden. Die Abhängigkeit des Autobesitzers von seinem Wagen hat dazu geführt, daß viele auch die kleinsten Wege nicht mehr gehen sondern fahren. Es ist ein Leben aus der Konserve. Und wie die Ware aus der Konserve Mangelkrankheiten erzeugt, führt die Tendenz, sich alles leicht zu machen, unvermeidlich zu seelischen Entartungskrankheiten, gegen deren Anstieg die Ärzte vergeblich mit vernünftigen Ratschlägen ankämpfen.

Man würde mich mißverstehen, wollte man dem Gesagten entnehmen, daß ich für eine Rückbewegung einträte, für ein „Zurück zur Natur“ oder dergleichen. Wenn das überhaupt möglich wäre, hätte sich schon längst ein Verband der Rückwanderer oder Technophoben gebildet, und seine Mitgliederzahl stiege mit jedem Tage, denn die wenigsten scheinen mir über diese Entwicklung glücklich zu sein. Der wachsende Lärm geht auf die Nerven, die Unrast macht unfroh, die dumpfe Angst, es werde alles ein schreckliches Ende nehmen, läßt keine Ruhe. Doch das „schreckliche Ende“, welches gefürchtet wird, braucht gar nicht in der Form einer Katastrophe zu kommen. Was geschieht, ist nämlich die logische Kehrseite eines mit allen Mitteln forcierten wirtschaftlichen Aufstiegs, auf den wir nicht verzichten konnten. Das „schreckliche Ende“ ist ganz etwas anderes, als ein Ende mit Schrecken, nämlich eine sich langsam vollziehende Anpassung des modernen Menschen an die Diktatur der technischen Mittel. Sie hat einen wahren Glaubensfanatismus an das Künstliche, Synthetische, Erfundene und Erdachte erzeugt. Die Verkünstlichung unserer Existenz nimmt mit jedem Jahr zu, weil alles dahin drängt, der Natur zu beweisen, daß sie unrentabel und mit geringem Nutzen-effekt arbeitet.

Die Art und Weise, wie man heute mit dem Existenzproblem fertig zu werden sucht, zeigt eine dauernd wachsende Entfernung von den Quellgründen des Lebens bei gleichzeitigem Streben, es durch Erschaffung einer konstruierten Überwelt gegen Überraschungen zu sichern. Doch wie kann man das Risiko ausschalten? Wie Überraschungen aus dem Wege gehen? Überhaupt nicht. Der eben geborene Säugling macht gleich die größte Überraschung und eine unangenehme dazu. Der Tod ist die letzte, und das ganze Leben besteht aus Risiken, mit denen die kluge Mutter Natur uns vor dem Einschlafen bewahrt. Wir brauchen das Risiko, weil es der natürliche Reiz zur Erhaltung unserer geistigen Reaktionsfähigkeit ist. Eine allgemeine Sicherheit, falls dergleichen möglich wäre, würde auch dem Seelenleben keine Impulse mehr geben. Viele erhoffen sich von einer gleichgerichteten, störende Unterschiede beseitigenden Kollektivierung der Existenz eine höhere Sicherheit. Dadurch wird das Private, das Individuelle, das Persönliche entwertet. Alles drängt in Richtung einer zunehmenden Versachlichung. Die Sache, das Gerät, der Apparat, also etwas Lebloses, übt bereits eine unheimliche Macht über das Lebendige aus. Junge Liebespaare — oder wie man sie heute bezeichnen soll — nehmen auf ihre Spaziergänge ein Kleinradio mit, das sie unterhält. Offenbar wissen sie nicht, was sie miteinander reden sollen. Die Radiomusik ist zum Hintergrund dessen geworden, was früher der Stille bedurfte. Nun aber ist unser Seelenleben in so hohem Maße von Ruhe, von ungestörtem Alleinsein, vom Gehör für Ungesagtes und Unsagbares abhängig, daß man fürchten muß, es werde auf Kosten des Menschen, wie man ihn bisher als Schöpfer einer dem Tier überlegenen Welt des Geistes verstand, ein seelenarmes Produkt hochspezialisierter Intelligenz herangezüchtet. Dieses Produkt würde zwar imstande sein, babylonische Turmbauten zu er-

richten, die verblüffendsten Experimente durchführen und auf künstlichen Satelliten um die Erde zu kreisen, aber es wird keine Zeile Goethes mehr verstehen.

Jede Hochzivilisation muß ihren vermehrten Konsum an Gütern, die sie eigentlich nicht nötig hat, mit einem Abbau an seelischem Gut bezahlen, das sie dringend nötig hätte. Wachsende Bequemlichkeit, die Tendenz sich alles möglichst leicht zu machen, hat zwei böse Folgen. Die eine ist physischer Natur. Der Organismus wird verwöhnt, seine Widerstandskraft gegen Unbillen aller Art erlahmt. Psychisch führt „die Kultur des sich leicht Machens“, wie Hermann Keyserling sie einmal nannte, zur Verödung der Gefühlswelt, falls keine religiös gefestigte Tradition den Prozeß aufhält. In der geschichtlichen Wende, die wir erleben, hat die Expansion ungeahnter Erfindungen dem Menschen den Sinn für den transzendenten Grund der Welt genommen. Seine Berührung mit der Transzendenz vollzieht sich nicht mehr als metaphysisches Erlebnis, sondern in einem Surrogats-Bereich: der Kosmos, dessen Eroberung heute der kleine Mann für eine ausgemachte Sache hält, ersetzt ihm den Glauben an höhere Mächte, die jenseits irdischer Vernunft walten. Vielleicht schenkt ihm der Vorstoß in den Raum der Planeten doch noch jenes mystische Schaudern, von dem Goethe sagte, daß es der Menschheit bester Teil sei. Aber ebenso denkbar ist, daß er die Technik nach Analogie des antiken Kaiserkults vergottet und die christliche Erlösungsidee in die eschatologische Erwartung einer von ihm selbst geschaffenen Wunderwelt umstülpt. Das persönlich Intime, die Verantwortung für das ureigene Leben, der Mut zur subjektiven Entscheidung aus moralischer Überlegung, — sie verschwinden in dem gigantischen Stahlgeflecht sachlicher Abhängigkeiten und intellektueller Kombinationen, wo es kein Gut und Böse mehr gäbe, sondern nur noch ein Richtig oder Falsch auf dem Grunde kollektiver Normierung.

Die grandiose Erfindung der Elektronengehirne ist ja keineswegs abgeschlossen. Immerhin besteht schon heute die Möglichkeit, mit ihrer Hilfe weittragende und in ihren Konsequenzen unabsehbare Entscheidungen zu fällen, genauer — sie errechnen zu lassen. Entscheidungen, die bisher ihren Ursprung in der moralischen Entschlußkraft des Menschen hatten. Der Verzicht darauf kommt einer Unterwerfung gleich; der Mensch unterwirft sich einem vom Gerät bewiesenen, vom Gerät diktierten Resultat, das zwar alle erdenklichen Sachbezüge in ein Ordnungssystem bringt, aber jenes merkwürdige Wesen, was man heute nur noch verschämt und errötend „Seele“ zu nennen wagt, vollständig ausschließt. Der versachlichte Mensch in seiner vollkommenen Ausprägung kann aus sich eine neue, eine aparte Form des Verbrecherischen erzeugen. Die ersten scheußlichen Erscheinungen dieses Menschentyps haben wir bereits erlebt, ihr Lebensboden ist der termitisierte Staat.

Sie werden mich tadeln, daß ich die Grenzen meines Themas überschritten habe und in vermessene Gebiete eingedrungen bin, die in nächster Nachbarschaft von düsteren Prophezeihungen liegen. Nun, vor Prophezeihungen werde ich mich hüten, weiß ich doch und wissen wir alle, daß die Geschichte nie logisch verläuft und oft gerade das Erwartete und Wahrscheinliche nicht eintrifft. Mit jeder neuen Generation sind neue Kräfte am Werk, die dem Strom der Zeit überraschende Wendungen geben können. Auch die älteren Generationen, welche die aufdringlichen Erscheinungen des europäischen Alltags mit Sorge verfolgen, ergeben sich ihnen ja nicht ohne Widerstand. Andererseits neigen wir alle dazu, was man täglich sieht hinzunehmen, ohne viel darüber nachzudenken, woher es kommt und wohin es führt. Alle Diktaturen rechnen damit, daß die Gewohnheit den Widerstand einschläfert. Darum war während des nationalsozialistischen Terrors mein drittes Wort: „Gewöhnt euch nicht daran! Entsetzt euch jeden Tag von neuem“. Gerade weil es heute noch nichts bei uns gibt, über das man sich „entsetzen“ müßte, scheint es mir notwendig, die schleichenden Gefahren in unseren Lebensformen herauszustellen. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, das Gesicht unseres Jahrhunderts zu skizzieren, was nur mit groben Strichen geschehen kann, deshalb darf ich die Möglichkeit

unausdenkbarer Entwicklungen nicht vernebeln. Der Mensch steht heute in einer seiner schwersten geschichtlichen Krisen, daran haben wir festzuhalten. In dem von uns gewaltsam abgetrennten Teil Deutschlands wird die Saat der Robotisierung des Individuums eifrig ausgestreut. Ob sie aufgeht, wissen wir nicht, doch der Wind von Osten weht sie auch in unsere Erde.

Der Pessimismus, von dem ich sprach, die Unruhe, ja die Angst, von der heute viele erfaßt sind, ist aber nicht nur ein Zeichen der Schwäche. Der Pessimismus ist auch eine natürliche und instinkthafte Reaktion auf den falschen Optimismus, der im Wesen des Wohlstands und des Wohllebens liegt. Wohlstand, Geld, soziale Sicherheit sind kein Schutz vor jähen Umstürzen, im Gegenteil, sie erhöhen die Gefahr. Die Humanität, mit der nach dem Kriege den zerschlagenen Völkern geholfen wurde, konnte sie nur aus ihrem materiellen Elend aufrichten. Die geistige Aufrichtung aber, wo ist sie? Sie ist nicht erfolgt, und die europäische Dichtung und Philosophie haben versagt. Die führten einen Strom nihilistischen Unglaubens über uns hin und haben mit ihrer Analyse des Absurden die innere Zerstörung weitergetrieben. Sie setzte schon in den zwanziger Jahren ein, als Zynismus, Ironie und ein nur destruktiv gerichteter Psychologismus zur Mode wurden. Heute sind wir bei der Spektralanalyse der menschlichen Dummheit und Verlassenheit angelangt. Das ist aristophanisch, aber das literarische Experiment der Komödien des Aristophanes ergab sich aus ihrer Kontrapunktierung zu den großen Tragikern. Hinter dem krassen Naturalismus und der boshafte Clownerie seiner Stücke stand eine transzendente Dichtung mit ihrer alles umfassenden mythologischen Weltdeutung. Doch hinter dem krassen Naturalismus unserer literarischen Blechtrommler und der boshafte Clownerie unserer Imitatoren des Aristophanes steht das Managertum, die Werbungstechnik, und der Konkurrenzkampf um den besten Verkaufsschlager.

Wenn Sie mich daher fragen, wo heute noch eine unzerstörte Verbindung zwischen der freien geistigen Schöpfung des einzelnen und einer transzendenten Überwelt besteht, weiß ich Ihnen nur die Forschung zu nennen. Hier begegnet man noch der Andacht des schöpferischen Denkers, dem sich der Blick in die unentschleierbaren Tiefen der Natur öffnet.

Man hat sich daran gewöhnt, die Naturwissenschaft nur von der Seite ihrer Arbeit im Dienste praktischer Verwendung und technischer Verbesserungen zu betrachten. Die andere Seite zeigt ihr wahres Gesicht: je weiter die Forscher in die Geheimnisse der unsichtbaren Welt eindringen, um so mehr erfüllte sie Staunen, Ergriffenheit und Ehrfurcht. Die Popularisierung der exakten Wissenschaften, um die Europas illustrierte Zeitschriften hingebungsvoll bemüht sind, veräußerlicht und verplattet nicht nur die Resultate, sondern bringt sie auch in aktuelle Zusammenhänge, die gar nicht bestehen, weil ja das Wesen wissenschaftlicher Forschung recht eigentlich zeitabgewandt ist. Die Forschung des Abendlands wächst bei uns noch nicht unter der Kuppel politischer Allmacht. Schon im alten Hellas forderte sie für sich die Freiheit des Denkens, und diese Freiheit hat sie sich in schweren Kämpfen erhalten können. Uralten pythagoräischen Grundsätzen folgend, vollzieht sich das Wichtigste immer noch hinter verschlossenen Türen.

Der Gegensatz zwischen Wissen und Glauben, in dessen Zeichen man im 19. Jahrhundert unübersteigbare Mauern aufrichtete, hat heute seine Bedeutung verloren. Glauben und Wissenschaft sind nicht mehr durch starre Überzeugungen voneinander getrennt. Eher scheint es, als ob noch unerforschte Gebiete wie die der Telepathie oder der Wunderheilungen oder der Beziehungen zwischen Organen und Seelenleben die einst feindlichen Lager einander genähert und der Forschung Einsichten in methaphysische Bereiche vermittelt haben.

Unser Jahrhundert ist also weder vom wachsenden Wohlstand noch von der Neigung zur kollektiven Verzerrung, noch von der freien For-

schung, noch vom Kampf der Kirche um die Erhaltung der christlichen Heilslehre aus zu deuten. Es besteht aus widerspruchsvollen und teilweise sogar unversöhnlichen Richtungen, Strebungen, Gegensätzen. In diesem Ringen um den Ausgleich der Widersprüche fällt dem einzelnen Menschen eine unüberschätzbare Bedeutung zu. Er darf weniger als je der Suggestion des Massendenkens unterliegen.

Der Tag, an dem wir zusammengekommen sind, ist der Erinnerung an die Toten geweiht. Aber wer von uns könnte ihrer gedenken, falls er sie nur als eine ungeheure Zahl begriffe. Wenn wir unsere Gefühle denen zuwenden, die wir geliebt haben, ist es der einzelne Geist, der zu uns aus seinem Grabe spricht. Wir selber können nur als Mensch zum Menschen, als der einzelne Lebendige zum einzelnen Toten im stummen Gespräch die Worte finden, welche den Schmerz um seinen Verlust in

das Bewußtsein innigster Verbundenheit wandeln. So steht hinter dem Ernst des Totensonntags zwar die Einsamkeit der privaten Trauer, aber auch die Ahnung dessen, daß es Mächte gibt, die den Gewalten der Vermassung nicht unterworfen sind. Wohin immer wir zurückblicken in die blutige Geschichte unseres Jahrhunderts, finden wir, daß sie aus einer unendlichen Fülle einzelner und miteinander unvergleichbarer Schicksale besteht. Die l e t z t e n Entscheidungen fielen nicht dort, wo die grellen Plakate das Auge der Masse blendeten, sondern wo die einzelne Persönlichkeit den Mut hatte, ihrer Gesinnung, ihrem Gewissen, ihrer Überzeugung zu folgen. Wenn es sein mußte auch unter Opferung ihres Lebens.

Anmerkung:

Frank Thiess, Dr. phil., Schriftsteller; geb. 13. 3. 1890 in Uexkuell b. Riga.

JULIUS KARDINAL DÖPFNER

Wort aus Berlin

Mit freundlicher Genehmigung des Morus-Verlages, Berlin, dem dort erschienenen Sammelband der Rundfunkansprachen und Predigten Julius Kardinal Döpfners „Wort aus Berlin“ entnommen.

Das russische Gedicht

Zum Advent der Kirche gehört das Warten: das hoffnungsstarke, glückselige Warten auf Christus. Die Erinnerung an die Messiaserwartung Israels wird von der Kirche in der meisterlichen Formkraft ihrer Liturgie nur deswegen wachgerufen, damit wir unser sehnsüchtiges Warten auf den Herrn leichter aussprechen können; das Warten auf den Herrn, der ständig liebend in unser Leben tritt und der am Ende der Tage in Seinem Reiche kommen wird.

Freilich, gerade diese Erwartung des Glaubens hält der heutige Atheismus für einen besonders krassen Fall eines illusionären Mystizismus und eines lebensuntüchtigen Aberglaubens. Solches Warten ist nutzlos — so sagt man —, es gilt anzupacken: In der Kraft der Vernunft müssen wir die Gesetzmäßigkeit der Welt erforschen und die Zustände ändern.

Lassen wir das zunächst auf sich beruhen und hören wir inzwischen ein Gedicht des russischen Dichters Konstantin Simonow, das den Titel trägt: „Warten“. (Dieses Gedicht ist übrigens abgedruckt in einem Lehrbuch der russischen Sprache, das unsere Kinder benützen.) Es entstand im Jahre 1942, als der sinnlose Krieg furchtbare Opfer forderte und viel Trauer in die Familien trug, im Osten wie im Westen. In diesem Gedicht heißt es:

„Warte auf mich — und ich werde zurückkehren.
Nur warte sehr! . . .
Warte, wenn man auf andere nicht wartet . . .
warte auf mich, und ich werde zurückkehren,
allen Toten zum Trotz.
Wer nicht auf mich gewartet hat, der wird vielleicht sagen:
„Er hat Glück gehabt“.
Die nicht gewartet haben, werden nicht verstehen,
wie Du inmitten des Feuers
durch Dein Warten
mich gerettet hast.
Wie ich am Leben blieb, werden wissen nur Du und ich —
Du verstandest einfach zu warten, wie kein anderer.“

Dieses Gedicht machte damals einen tiefen Eindruck auf die Menschen, die in der seelischen Not jener Kriegsjahre standen. Daß hoffendes Warten auf den anderen irgendwie wirksam und sinnvoll ist, hat viele getröstet.

Doch sehen wir einmal näher zu! Hier liegt doch genau das vor, was die Atheisten uns immer wieder vorwerfen: Mystizismus. Das Grunddogma der Gottlosen heißt doch: die Welt mit all ihren Erscheinungsformen ist erklärbar. Aber in diesem Gedicht wird jede derartige Erklärung ausgeschlossen. Nur das Warten, „allen Toten zum Trotz“, wird gepriesen. Auch der Zufall — „er hat Glück gehabt“ — wird ausgeschaltet. Allein das Liebesband zweier Menschen im Warten erscheint als letzter

Grund der Rettung. Und niemand weiß darum als nur diese beiden. Ist das nicht der erschütternde Aufschrei des Menschen in der Öde einer Wissenschaft, die für das menschliche Leben überfordert ist?

Wir wollen nun wirklich nicht behaupten, dieses Gedicht sei etwa religiös, aber es ist wie der betende Schrei des Menschen nach einem ihm unbekanntem, liebend sorgenden Gott; es ist wie suchendes Ausgreifen, gewiß durch Dunkelheit, aber nach einer Hand, die unser Leben führt. Die Seele ist eben mehr als nur eine Funktion der im Körper hochentwickelten Materie. Das Warten, etwas scheinbar Nutzloses, offenbart sich als gewaltige Kraft.

Und unser — der Christen — Warten? Wir wissen, auf wen wir zu warten haben: auf den Herrn, der zum Gericht und zum Heile kommt. Diese Erwartung, die auf Gottes Verheißung baut, gilt es zu leben.

Wie beruhigt uns inmitten des Spottes, der uns umgibt, das Wort des 2. Petrusbriefes: „Ihr müßt euch vor allem klar darüber sein, daß am Ende der Tage Menschen auftreten werden, betrogene Betrüger, die ihren eigenen Trieben nachgehen und sagen: „Wo bleibt seine verheißene Wiederkunft? Seit die Väter entschlafen sind, bleibt alles so wie von Anfang der Schöpfung an!“ (2. Petr. 3,3-4).

Ja, unser Warten währt lange und ist scheinbar aussichtslos, aber es ist aufgenommen von dem folgenden Wort des gleichen Briefes: „Eines aber, Geliebte, wollet dabei nicht übersehen: beim Herren sind ein Tag wie tausend Jahre, tausend Jahre wie ein Tag“ (2. Petr. 3,8).

Aus solcher Sicherheit der Erwartung kann uns dann der Apostel das herrliche Mahnwort sagen: „Mit welcher Erwartung müßt ihr entgegenen dem Kommen des Tages Gottes . . . Einen neuen Himmel aber und eine neue Erde, darin Gerechtigkeit wohnt, erwarten wir nach seiner Verheißung“ (2. Petr. 3,12-13).

Ein Adventstag hat begonnen! Und das Wort für diesen Tag? „Allen Toten zum Trotz“ — wir erwarten den lebendigen Gott.“

* * *

Der Brief eines sowjetischen Offiziers

Es ist wohl ungewöhnlich, daß der Bischof im „Wort für den Tag“ das „Neue Deutschland“, das Zentralorgan der SED, zitiert, aber in der Nummer vom 8. Mai dieses Jahres findet sich im Beitrag „Unter Freunden“ ein Wort, von dem wir ausgehen wollen.

Es handelt sich um den Abschiedsbrief eines sowjetischen Offiziers an seinen Sohn. Der Offizier erhält im zweiten Weltkrieg vor Leningrad einen militärischen Auftrag, von dem er wohl nicht mehr zurückkehren wird. Er schreibt dann zum Schluß: „Auch wenn ich tot bin, wird mein Herz immer bei dir sein.“ Das ist ein Satz, der aufhorchen läßt. Denn dieser sowjetische Offizier ist völlig durchdrungen von der Parteidisziplin; er schreibt: „Was gibt mir die Kraft und den Mut zu solcher Tat? Die militärische Disziplin und der Parteigehorsam.“ Dennoch fließt ihm

im Angesicht des Todes das Wort in die Feder, daß er nach seinem Sterben mit seinem Kind geistig verbunden bleiben wird.

Der Vater will trösten, und so spricht er von der Gemeinschaft nach dem Tode; der Funktionär aber spricht vom Parteigehorsam. Militärische Disziplin und Parteigehorsam konnten ihn wohl in den Tod schicken, aber den Glauben an ein Weiterleben nach dem Tode konnten sie in ihm nicht völlig ersticken. Die Ideologie dieses Offiziers befiehlt ja, an den „Unglauben zu glauben“; denn ein wichtiges Gesetz seiner Partei heißt: „Du bist nur für diese Welt da, es gibt kein Weiterleben nach dem Tode.“ Aber in dem Augenblick, da der Mann die Nähe des Todes verspürt, drängt sich ihm irgendwie die Sinnlosigkeit eines solchen Dogmas des Unglaubens auf und eine tiefere Einsicht stößt aus der Mitte des Herzens durch die ideologische Kruste seines Denkens. Wohl tröstet er seinen Sohn mit dem Heldentum, aber der Schluß heißt „Wenn ich tot bin, wird mein Herz immer bei dir sein.“

Die Wirklichkeit sieht eben anders aus, als manche Konstrukteure von Weltanschauungen es wahrhaben wollen. Theoretisch läßt sich das alles schön formulieren, aber wenn der Mensch erschüttert wird, kann er nicht durch glatte Formeln befriedigt werden und in seinem unstillbaren Ringen um den Sinn des Lebens sucht er festen Halt. Man muß nur einmal hinter manche merkwürdige Konstruktionen und Einfälle unserer Tage hindurchblicken, dann wird man oft genug das unbewußt Christliche erkennen. Bei den alten Heiden sprachen die christlichen Denker der ersten Jahrhunderte von der „anima naturaliter christiana“, der menschlichen Seele, die von Natur aus christlich ist. Das Wort gilt heute noch. Wir könnten Weltanschauung um Weltanschauung durchgehen, auch jene, die den Gottesglauben bewußt ablehnen, hinter allen würden wir das Suchen nach dem Göttlichen verspüren. Ist nicht manches Verhalten in der Seele des modernen Menschen Selbstbehauptung oder gar Trotz, nur um nicht das innere Elend und eigene Ungenügen eingestehen zu müssen? Erst im Augenblick der Erschütterung wird hinter aller Verneinung die Sehnsucht sichtbar, wie etwa in dem eigenartigen Wort Nietzsches: „O komm zurück, mein unbekannter Gott, mein Schmerz, mein letztes Glück!“ Ich meine, hier gilt das Wort der Geheimen Offenbarung: „Du sagst: Ich bin reich, ich habe Überfluß und brauche nichts mehr. Und du weißt nicht, daß du elend und erbärmlich bist, arm, blind und bloß“ (Offbg. 3,17). Oder sagen wir es mit dem bekannten Wort des heiligen Augustinus: „Denn geschaffen hast Du uns zu Dir, und ruhelos ist unser Herz, bis daß es seine Ruhe hat in Dir“.

Freilich, der Christ kann bei solchen Feststellungen nicht überlegen zuwartend oder gar schadenfroh neben seinen ringenden Brüdern stehen. Wie oft fehlen wir dadurch, daß wir unsere Glaubensüberzeugung nicht verwirklichen. Wir müssen leben aus dem Glauben an Gott den Vater, an die Erlösung durch Christus, an das ewige Leben. Es müßte etwas ausstrahlen von uns, was erhellt, was antwortet auf die unausgesprochenen Fragen unserer Mitmenschen. So schenke uns der Herr an diesem Tag die Gnade eines gelebten, leuchtenden Glaubens.

* * *

Die klare Entscheidung

Jüngst hörte ich folgendes: Der Vater eines Jungen, der die Mittelschule mit der besten Zensur absolviert hatte, bekam auf seinen Antrag hin, seinem Sohn den Besuch der Oberschule zu genehmigen, eine abschlägige Antwort. Dazu war von der zuständigen Abteilung Volksbildung der Parteiorganisation des Betriebes, in dem der Vater beschäftigt war, folgendes geschrieben worden: „Trotz wiederholter Aussprachen lehnt der Antragsteller es ab, seinen Sohn zur Jugendweihe zu schicken. Er gibt an, daß er seinen Sohn bisher christlich erzogen habe,

und er könne nun nicht plötzlich eine andere Richtung einschlagen. Euch ist sicher bekannt, daß bei der Auswahl der Oberschule selbstverständlich zuerst die ausgewählt werden, die in der Jugendweihe ihr Gelöbnis zu unserem Staat ablegen.“

Hier wird ein Vorgang beschrieben, wie er sich in vielen anderen Fällen ähnlich abspielt. Ein Christ wird benachteiligt und zurückgesetzt, weil er nicht mitmacht. Er ist gleichsam der Dumme, während vielleicht andere wenigstens äußerlich nachgeben und sich damit beruhigen, entscheidend sei doch die innere Einstellung, auch wenn man äußerlich mitmache, um keine Scherereien zu haben.

Der Vater — so hörten wir eben — „gibt an, daß er seinen Sohn bisher christlich erzogen habe, und er könne nun nicht eine andere Richtung einschlagen“. Soll das heißen, man sei nun einmal an die christliche Lebenshaltung gewöhnt, es sei doch zu beschwerlich und ungelegen, sich umzustellen? Sie spüren selbst, damit läßt sich solcher Widerstand nicht rechtfertigen und durchhalten.

Der wahre Christ weiß um seine Würde und Lebensaufgabe. Der Mensch ist nun einmal mehr als nur Funktionsmitglied eines übermächtigen Staates. Er trägt als Ebenbild Gottes eine unzerstörbare Würde in sich, ist zu Gott hin und zu einem ewigen Leben in Gott berufen. Darum steht er bei allem, was auf ihn zukommt und von ihm verlangt wird, zu dem Wort der Schrift: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg. 5,29).

Wie aber wirkt sich solche unbeugsame Gewissenhaltung inmitten der Menschen aus? Werden wir dadurch zur Unfruchtbarkeit unter der menschlichen Gesellschaft verurteilt?

Gottlob ist das nicht so. Wer um des Gewissens willen nicht nachgibt, wird um dieses gleichen Gewissens willen im Beruf und in der täglichen Begegnung seinen Dienst an den Mitmenschen mit besonderer Sorgfalt leisten.

Ein weiteres: In Zeiten der Vermassung, der autoritären Willkür braucht die Menschheit die Tapferkeit derer, die dem Gewissen folgen, die sich nicht schwach und feige beugen. Das ist eine Hilfe für die schwankenden und suchenden Mitmenschen, wie sie nicht hoch genug bewertet werden kann.

Noch tiefer führt folgende Erwägung: Solche Gewissenstreue eines gläubigen Christen ist Sühne für die Schwachheit und Feigheit anderer. In einem Kriegsgefangenenlager der Nachkriegsjahre unterhielt man sich mit bedrücktem Herzen darüber, daß so viele unschuldig verurteilt seien. Da sagte ein Kamerad folgendes: „Beklagt euch doch nicht immer darüber! Vielleicht muß nach Gottes Willen und Ordnung Sühne geleistet werden für so manches, was geschehen ist . . . Es ist aber eine Grundordnung, daß immer nur Unschuldige Sühne im wahren Sinne leisten können.“ Glückselig, wer sein Leben so sehen und aus solchem Glauben gestalten darf. Er übt den hehrsten Dienst an seinen Brüdern.

Nun möchte ich, meine lieben Hörer, all denen, die einen einsamen, schweren Weg der Gewissenstreue gehen, einen bestärkenden Zuruf in diesen beginnenden Tag schicken mit dem Wort des Hebräerbriefes: „Mit Ausdauer laßt uns den Wettlauf zurücklegen, der uns bestimmt ist: Den Blick auf Jesus gerichtet, den Urheber und Vollender des Glaubens“ (Hbr. 12,27).

Uns allen aber gebe Gott den Mut, vor der Welt töricht zu erscheinen, wenn immer Gottes Weisheit uns aufleuchtet. Er schenke uns Kraft, aller äußeren Gewalt die in aller Ohnmacht größere Macht des Glaubens und der Liebe entgegenzusetzen.

Anmerkung:

Julius Kardinal Döpfner, Bischof von Berlin; geb. 26. 8. 1913 in Hausen/Rhön. 29. 10. 1939 Priesterweihe in Rom; 4. 8. 1948 Ernennung zum Bischof von Würzburg; ab 15. 1. 1957 in Berlin; seit 18. 12. 1958 Kardinal.

Nachforderungen der Beilagen aus Politik und Zeitgeschichte sind an die Vertriebsabteilung DAS PARLAMENT, Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23, zu richten. Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT zum Preis von DM 1,89 monatlich bei Postzustellung einschließlich Beilage ebenfalls nur an die Vertriebsabteilung. Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,— pro Stück einschließlich Verpackung zuzüglich Portokosten an die Vertriebsabteilung, Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23, Telefon 34 12 51

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

AUS DEM INHALT DER NÄCHSTEN BEILAGEN:

- * * *
- Ludwig Dehio: „Die Universität
der Völkerfreundschaft“
- Ludwig Dehio: „Preußisch-Deutsche Geschichte
1640—1945“
- Klaus Hornung: „Die Etappen der politischen Pädagogik
von Bismarck bis heute“
- Josef Kalvoda: „Kommunistische Strategie
in Südamerika“
- Georg Kotowski: „Die deutsche Novemberrevolution
von 1918“
- Ralph L. Powell: „Die rotchinesische Miliz“
- Theodor Schieder: „Der preußisch-deutsche
Nationalstaat“
- Walther E. Schmitt: „Lenin und Clausewitz“
- Wilhelm Ritter von Schramm: „Hitlers psychologischer Angriff
auf Frankreich“
- Karl C. Thalheim: „Die Wachstumsproblematik
der Sowjetwirtschaft“
- Carl Troll: „Die Entwicklungsländer in ihrer
kultur- und sozialpolitischen
Differenzierung“
- Walter Wehe: „Die wirtschaftspolitische
Entwicklung Europas seit dem
Marshallplan“
-
-